

Die Sprache zwischen Mensch und Wirklichkeit*

Inhalt

1. Die anthropologische Funktion der Sprache 1
2. Zum Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit 4

1. Die anthropologische Funktion der Sprache

Die „kopernikanische Wende“ im Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit wird im Blick auf die menschliche Wirklichkeit am deutlichsten sichtbar, die sich in gesellschaftlichen, sittlichen und rechtlichen Verhältnissen selbst ausbildet und darin auf Sprache unabdingbar angewiesen ist. Das Recht ist formuliertes Recht, ein sittlicher Anspruch wird in Sprache gefaßt und vermöge ihres Zuspruchs übernommen. Der Mensch gewinnt sein Wesen, indem er sich im verbindlich gegebenen Wort dem Anderen verpflichtet und für die Erfüllung oder Nichterfüllung des Versprechens einsteht. Grundlegend für diese Möglichkeit ist das dialogische Verhältnis. Die Selbstkonstitution des Menschen im Wort ist an eine Gemeinschaft gebunden, die von den ihr zugehörigen Menschen bejaht und durch deren Tun getragen wird. Eine Verantwortung vor sich selbst gibt es nur im hieraus abgeleiteten Sinn.

In einem Sinn des Wortes kann man sagen, daß jede sprachliche Äußerung einen Informationsgehalt hat und durch ihn verständlich wird. Die generelle Gleichsetzung von Sinn und Informationsgehalt würde jedoch den Eindruck einer grundsätzlichen Vorgegebenheit des Sinnes erwecken und die sprachliche Äußerung zu einem abkünftigen Phänomen machen. In ihrer hermeneutischen Funktion leistet die Sprache mehr und weiterreichendes als Informationsübertragung. Indem die Aussage den Sinn expliziert und differenziert, läßt sie ihn erst entstehen und richtig sehen. Und noch mehr kehrt sich in der evokativen Funktion des Wortes das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit um. Die Vorzeichnung im Wort wird hier zur Bedingung der Möglichkeit, die entsprechende Wirklichkeit allererst zu realisieren. Deutlicher wird dies im Binnenbezug. Die vom Menschen selbst zu bestimmende und ihn wiederum bestimmende, ihm überantwortete Wirklichkeit – insbesondere seine personale und soziale Wirklichkeit – muß in der Sprache vorgeformt werden und ist dadurch erst einer erfüllenden Praxis zugänglich gemacht. Schließlich gibt es reine Sprachhandlungen wie z. B. die Taufe, wo das Wort selbst den Vollzug darstellt und allein für die Wirklichkeit steht, die durch es bedeutet wird.

In allen diesen Formen ist der Sinn noch anderes und mehr als bloße Information, die gegeben wird und übernommen werden kann. Ein Bekenntnis etwa ist gerade dort gefordert, wo keine weitere Information über die Möglichkeit seiner Erfüllung gegeben werden kann und eine solche auch nicht genügen würde. Gleiches gilt in noch offenen oder strittigen Angelegenheiten, über deren Ausgang es ebensowenig ein definitives Wissen gibt und die ohne das Wagnis der eigenen Stellungnahme gar nicht beigelegt werden könnten. Dabei kann man sich des Urteils zumindest soweit nicht enthalten, als gehandelt werden muß, bevor ein sicheres Wissen über die Grundlagen und den Ausgang dieses Tuns verfügbar ist.

Solange das Gespräch in der Offenheit und Unverbindlichkeit bleibt, läßt sich nichts Bestimmtes

* Der bislang unveröffentlichte Text wurde geschrieben vor dem Hintergrund einer Arbeitstagung zum Thema „Sprache, Moral und Erziehung“ vom 3. bis 5. Januar 1967 in Tübingen. Die Beiträge zu dieser Tagung erschienen in der Zeitschrift *Bildung und Erziehung*, 20. Jahrgang 1967, Heft 6, S. 401-456.

aus ihm ableiten, weil es gerade auf das entscheidende Wort selbst ankommt, um die Bestimmtheit der Situation allererst herzustellen und ein entsprechendes Handeln in ihr zu ermöglichen. Ob die getroffene Entscheidung richtig oder falsch war, kann auch das ihr gemäße Handeln nicht beweisen, denn hierzu müßten auch die ausgeschlossenen Möglichkeiten realisiert werden und einen Gehalt bieten. Weil das gar nicht möglich ist, bleibt die nie restlos aufzulösende Schwierigkeit bestehen, die notwendige Entschiedenheit der Existenz mit der offenen Verweisung und Unabsehbarkeit menschlichen Daseins in Einklang zu bringen.

In analoger Weise, aber nicht so zugespitzt wie für das zu entscheidende Wort und Handeln, stellt sich das Problem im allgemeinen Gebrauch der Sprache. Der Festigkeit des geprägten Wortes steht seine beständige Verflüssigung und Relativierung im fortlaufenden Gespräch gegenüber. Hier kann es sich nicht um eine Alternative handeln. Die feste Form wäre ihrer Verhältnismäßigkeit entzogen und das offene Wort der Beliebigkeit ausgeliefert. Solange das gesprochene Wort lebendig ist, bleibt es im Bezug und nimmt an dessen fortwährender Wandlung teil. Was absolut gesetzt oder aber dem Belieben anheimgestellt und in beiden Fällen unbezüglich würde, könnte auch nicht mehr verantwortet werden. Dies gilt auch noch beim Erweis des Gegenteils. Ein einmal gegebenes Wort mag sich als uneinhaltbar erweisen, aber auch dann kann es nicht einfach stillschweigend ad acta gelegt werden. Um die mit ihm verbundene Verbindlichkeit einzulösen, ist seine ausdrückliche Zurücknahme erfordert.

Der Balance zwischen Bestimmtheit und Offenheit müssen aber auch die zugehörigen Einstellungen Rechnung tragen. Auch eine unwandelbare Treue sieht sich mit dem Abenteuer ihrer selbst konfrontiert und darf im Einhalten ihrer Verpflichtung nicht unbeweglich werden, wenn sie nicht zur Karikatur ihrer selbst werden soll. Notwendige Festlegung und geforderte Entsprechung sind in ihrem Verhältnis zueinander aber immer nur je konkret und nicht auf vorgreifende Weise in Einklang zu bringen. Nichts darf hier abstrakt bleiben. Mit dem Festhalten an einer abstrakt gesetzten und darin unbestimmt bleibenden Selbigkeit würde die Bestimmtheit des Daseins ebenso wie seine Offenheit verloren gehen. Die unaufhebbare Spannung beider Forderungen wird aber nur dem immer schon faktisch eingeschränkten und sich zugleich als offene Möglichkeit ergreifenden Dasein spürbar, und nur unter dieser doppelten Bedingung kann ihre Bewältigung zur Lebensaufgabe gemacht werden.

Verbindlich gemachte Aussagen müssen überlegt sein, um verantwortet und eingehalten werden zu können. Die ihnen zugrundeliegende Einsicht läßt sich aber nicht definitiv fassen und erhält ihre volle Wahrheit erst durch das eigene Sagen und Tun. Das Versprechen kann klar und einfach und doch sehr schwer zu erfüllen sein. Was gesagt ist will getan sein, und das schließt ein, daß mehr und vielleicht auch ganz anderes gesagt und getan werden muß als gesagt worden ist. Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, daß nichts nur dem Buchstaben nach getan werden kann. Der nicht schon ausgesprochene, immer neu zu erfragende und letztlich unaussprechlich bleibende Gehalt der eigenen und fremden Wirklichkeit muß mitbedacht werden, um dem Ausgesprochenen immer von neuem seinen Sinn zu geben. Was das klare Bekenntnis oder Gelöbnis beinhaltet (um im Beispiel zu bleiben), versteht sich in der Folge nicht von selbst. Um es zu bewähren, muß immer von neuem Ungesagtes und Unsagbares ergriffen und der ihm vorgreifenden Aussageform einverleibt werden. Die Aneignung des verbindlichen Wortes ist ein schöpferischer Prozeß, in dem durch das bestimmte Wort die Unbestimmtheit der Selbsthabe zum tätigen Vermögen und zur sinnstiftenden Kraft gemacht wird.

Zugleich aber wird in der Aufforderung zur immer erneuten Deutung und Bewährung des Wortes seine Vorläufigkeit bewußt und die Grenze des Sagenkönnens überhaupt zur Erfahrung gebracht. Das große Wort erscheint als eine Übertreibung und muß dennoch gewagt werden um der komplexeren Wahrheit willen, die sich ohne es in der unendlichen Relativität aller Dinge verlieren würde. Auch hier bleibt eine letzte Spannung bestehen zwischen der Tendenz auf Eindeutigkeit und dem Streben nach möglichst adäquater Erfassung der komplexen und sich ständig wan-

delnden Zusammenhänge in ihrer unabsehbaren Verweisung.

Eine andere Aufgabe des gebotenen Ausgleichs ergibt sich daraus, daß das Dasein sich zu seiner eigenen Sicherung äußere Verhältnisse schafft, die Dauer gewährleisten und gleichwohl den Wandel zulassen müssen, ja selber brauchen, um intakt zu bleiben. Auch die äußeren Formen des Daseins bekommen dadurch einen sittlichen Wert und stehen zugleich unter einem ethischen Vorbehalt. Die Treue – um dieses Beispiel noch einmal aufzunehmen – versichert sich der beständigen Form eines äußeren Verhältnisses, ohne daß sie dieses zu ihrem Gegenstand und Inhalt machen könnte. Woran sie festhält, gilt es auf immer andere Weise einzulösen und fortschreitend mit Gehalt zu erfüllen.

Sittlichkeit und Rechtlichkeit zeigen hier ihre spannungsreiche Verschränkung und wechselseitige Angewiesenheit aufeinander. Weil es dabei nicht nur auf die Gewährleistung von Dauer in den äußeren Formen ankommt und vielmehr der wesentliche Gehalt selbst zu wahren und zu erneuern ist, erhält die situationsbezogene Wahrnehmung und Erkenntnis eine zentrale Bedeutung für die Konstitution und Aufrechterhaltung sittlicher und rechtlicher Verhältnisse.

Die Festigkeit der Form und die Offenheit des Gesprächs bedingen einander und fordern sich gegenseitig heraus. Was in seiner Entschiedenheit und unvermeidbaren Einseitigkeit dem eigenen partikulären Dasein dient, muß als solches nicht auch schon die gemeinsame Wahrheit befördern, in der das Gespräch zur Übereinstimmung kommt. Auch wenn Erkennen und Existieren sich an dieser Nahtlinie treffen, geht beider Sache doch nie glatt auf. Die Verwirklichung der Existenz und das Streben nach Erkenntnis unterstehen zwar denselben Bedingungen, wie die Sprache als ihr gemeinsames Medium zeigt, aber sie geben den einzelnen Dingen doch ein unterschiedliches Gewicht. Das Gespräch lebt wie die wissenschaftliche Diskussion aus der allgemeinen Voraussetzung des Willens zur Wahrheit. Der Widerstand gegen andere Einsichten ist hier aber nicht immer dem Festhalten an der bereits vertrauten Ansicht und letztlich einer Gewohnheit zuzuschreiben. Der im Gespräch sich meldende Vorbehalt kann entgegen der Tendenz eines Dogmatismus durchaus der tieferen Einsicht folgen und wird der vereinseitigenden und vereinfachenden Schematisierung nur einen methodischen Wert zubilligen können.

Insofern auch die Erkenntnis der Wahrheit ein wirkungsgeschichtlicher Prozeß ist und die Ideen sich in ihm keineswegs von selbst durchsetzen, hat auch die zugespitzte und vielleicht übertriebene Aussage hier ihre notwendige Funktion. Die Provokation lockt den Widerspruch hervor und bringt das eigene Denken in Gang. Aber derselbe Vorgang zeigt auch, daß die einseitige These sich nicht genügt und einer umfassenderen Wahrheit dient, die ihren Geltungsanspruch eben dadurch bestätigt, daß sie den Geltungsanspruch der These relativiert. Fragwürdig wird ein Wahrheitsanspruch immer nur dort, wo etwas absolut gesetzt und die andere Seite nicht mehr gehört und mitbedacht wird. Nicht immer ist deshalb die einseitig zugespitzte Formulierung auch die überlegenere. Die besonnene, der Komplexität wirklicher Sachverhalte Rechnung tragende, sich selbst einschränkende und die Korrektur von anderer Seite in sich aufnehmende Aussage kann wirkungsvoller sein, wo der Wille zur Wahrheit gegeben ist und nicht der Streit der Schulen das Feld beherrscht. Solange der Widerstand und die Korrektur nur von der anderen Seite kommt und These gegen These steht, ist ein wirklicher Austrag noch gar nicht geleistet und bleibt verborgen, daß die eigentliche Produktivität der Sprache im Versuch des Zusammendenkens liegt. Es zeigen sich so allererst Beziehungen, die unter dem Gegensatz der Thesen gar nicht hätten eingesehen werden können. Die Wahrheit des Zusammendenkens geht nur in ihm selbst auf. Es gilt, die begrifflichen Mittel für eine bessere Erkenntnis und angemessenere Beschreibung des komplexen Ganzen selbst auszubilden. Stephan Strasser versteht in diesem Sinne unter Dialektik „jene geordnete Änderung des Standpunktes ...“, die es ... dem Menschen möglich macht, einseitige Perspektiven und beschränkende Horizonte systematisch aufzuheben.“¹ Aber

¹ Stephan Strasser, *Phänomenologie und Erfahrungswissenschaft vom Menschen*, Berlin 1964, S. 235.

immer noch könnte diese dialektisch vermittelnde Methode den Eindruck erwecken, als läge das Ganze als Gegenstand der Erkenntnis bereits vor, so daß es nur noch beschrieben werden muß. Demgegenüber weist das spannungsvolle Verhältnis von Vorgriff und Erfüllung auf den geschichtlichen Charakter der Wahrheit selbst hin, deren Verwirklichung noch aussteht und zur eigenen Sache gemacht werden muß. Hier hat die einseitige Position und der ihr erwachsende Widerspruch eine notwendige Funktion, auch wenn die Positionalität mehr zur Bestimmtheit der Existenz als in die Sphäre der Erkenntnis gehören.

2. Zum Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit

Man kann die Sprache als einen sich selbst immer wieder von neuem aufnehmenden, interpretierenden und darin korrigierenden Prozeß verstehen, der im Rückgang auf sich selbst angesichts einer sich verändernden Wirklichkeit sein eigenes Ungenügen aufdeckt und indirekt der Wahrheit näher zu kommen sucht. Auch die gelungene sprachliche Formulierung muß immer wieder aufgebrochen und in ihrer suggestiven Kraft neutralisiert werden, um nicht dem entlasteten Scheinverständnis und der Gedankenlosigkeit zu dienen. Die abgegriffene und zur wiederholbaren Formel werdende Sprachgestaltung wird zur Münze ohne Wert und verliert ihre evozierende Kraft. Um den Sinn zu erhalten ist es nötig, ihn immer neu und anders zu formulieren. Die Bewahrung von Sinn ist nur vermöge seiner Fortbildung möglich, die ohne Revision der Sprachgestalt nicht geleistet werden kann.

Nur ein sprechendes Wesen hat das Bewußtsein der Unerschöpflichkeit des Sinns, und nur für ein solches kann auch das Schweigen und Verstummen noch beredt sein. Indem die Sprache der Wirklichkeit eine Gestalt abgewinnt, beweist sie die Unerschöpflichkeit ihres Sinnes und die Vertiefbarkeit ihrer Wahrheit. Gesagtes und Ungesagtes fügen sich in ein und derselben Form zusammen und bilden eine stets verschiebbare, nie aber aufhebbare Front. Das sich ständig modifizierende Verständnis findet den Widerspruch auch in sich selbst und wird durch sich selbst über sich hinausgetrieben. Eindeutigkeit und Mehrsinnigkeit, Bestimmtheit der Aussage und unbestimmte Implikation gehen nie fraglos zusammen und bedürfen einander eben deshalb. Die Sprache hat ihre eigentümliche Potenz in der Verbindung des Inkommensurablen und muß sich selbst verlieren, wo die geprägte Form dogmatisch und das begleitende unbestimmte Bewußtsein sprachlos wird.

Für eine solche die Gegenläufigkeit der Tendenzen und ihren möglichen Bruch in sich einschließende Form des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit, von entschiedener Existenz und offenen Bezug, von Verantwortlichkeit und freier Disponibilität gibt es keine allgemeinen Lösungen. Die Antworten können nur je konkret gegeben werden und erhalten darin ihren geschichtlichen Ort. Die einschränkende Bestimmung wie die wirkungsgeschichtliche Freisetzung des Sinns folgt dem Gesetz der konkreten Entsprechung in der Gemeinschaft der Sprechenden.

Es scheint, daß erst unsere Zeit den Sinn für die Offenheit und Mehrsinnigkeit des Wirklichkeitsbezuges allmählich gewinnt. Trotz des fortschreitenden Wissens breitet sich ein unbestimmtes Bewußtsein aus, für das erst noch zu klären ist, was wirklich ist und werden kann. Dies erfordert eine permanente Reflexion auf die Formen und Bedingungen, unter denen etwas gegeben ist und als veränderbar erscheint. Was geschieht, erweist sich in immer höherem Maße als vom Menschen abhängig. Mit der Notwendigkeit des Handelns wächst die Verantwortlichkeit für den Gehalt und die Ordnung der Wirklichkeit selbst und nötigt der einzelnen Tätigkeit die Rücksichtnahme auf das Ganze auf. Nichts kann mehr einsinnig und rigoros durchgeführt werden, nichts sich als ein Erstes oder Letztes ausgeben. Das faktische Geschehen verliert seine Einsinnigkeit und Unwiderruflichkeit. Der komplexe Gesamtprozeß bezieht sich auf sich selbst zurück und treibt sich in der Korrektur seiner konkurrierenden Ansätze weiter.

Eine solche Tendenz läßt sich an der modernen Literatur ablesen und wird auch in den Formen des Lesens bemerkbar. Die Mehrdeutigkeit des literarischen Werks wird nun in dessen Form selbst hineinreflektiert. Die Ereignisse verlieren ihre feste Kontur und stellen sich in wechselnden Perspektiven und Deutungen je verschieden dar. Sie werden je zu dem, was die Deutung aus ihnen macht. Diese offene Perspektivität bedeutet aber nicht den Verlust jeglicher Konsistenz. Die Mehrzahl möglicher Interpretationen verhindert gerade umgekehrt die Beliebigkeit der Auslegung und gibt der Struktur des Werkes eine Richtung, in die der Leser als ein selbst Gefragter hineingezogen wird. Überläßt er sich dieser Bewegung, so kann es sich auch bei ihm nicht mehr um die Kodifizierung eines ganz bestimmten vermeintlichen Sinnes handeln. Sein Vorverständnis wird nicht aufgerufen, um sogleich wieder einem vorgeblich allein gemeinten Sinn geopfert zu werden. Ist der Sinn erst noch zu entscheiden, so ist der Anstoß zum Denken und die Möglichkeit einer Aneignung gegeben, die nichts überspringt und zwar schwieriger, aber keineswegs unverbindlicher geworden ist.

Die Frage, wie Wirklichkeit in der Sprache gefaßt und expliziert wird, führt auf das Verhältnis von Sprache und Anschauung zurück. Die Auffassung, daß die Anschauung der Sprache vorausgehe und diese auf eine abbildende Funktion beschränkt sei, läßt sich nicht halten. Auch erwächst die Anschauung in ihrer spezifischen Erkenntnisleistung nicht aus dem praktischen Umgang, in dem sich ihr Sinn auf ganz bestimmte Anweisungen reduziert und nicht mehr in seiner Fülle erschließen läßt. Sprache und Anschauung sind aufeinander bezogen in der Hermeneutik des sich selbst erschließenden menschlichen Weltverhältnisses. Die Anschauung wird hier zum Medium, in dem sich die Sprache aus theoretischen Vorannahmen und ihrer Gebundenheit an praktische Interessen und befreit und in ihr Eigenes kommt. Anschauung und Sprache haben denselben Wurzelgrund und können sich nur durcheinander für diesen öffnen. Eine weltoffene Anschauung ist durch die Sprache möglich, weil und indem sie die Anschauung einer Vielzahl von Hinsichten öffnet und im Durchgang durch diese ihre eigene Bestimmtheit modifiziert. Die Sprache tritt also nicht an die Stelle der Anschauung und gibt dieser vielmehr eine Form, in der sie für das Sprechen selbst und die in ihm gefaßte Erkenntnis konstitutiv werden kann. Überall kommt es auf die Konfinen und ihre innere Berührung an. In der freien Anschauung selbst gilt es die Potenz des Wortes nachzuweisen und gleichzeitig den Ort ausfindig zu machen, an der die Anschauung eine Funktion für das sprachliche Geschehen erhält. Die Anschauung und abkünftig von ihr die Wahrnehmung wird im Verein mit der Sprache selber zu einem unterscheidenden Vermögen, das sich in der differenzierten Sprachform selbst zu fassen bekommt und die Möglichkeit näherungsweise Sprechens entlang eines wirklichen Konfiniums entbindet. Die Gegebenheit der Wirklichkeit ist der Sprache erst im nachhinein vorauszusetzen als eine durch sie hindurch erschlossene Realität, die gleichwohl von sich selbst her ist.

Wenn das Zeigen, Durchsichtigmachen und Sehenlassen ein Sprechen entlang der Wirklichkeitslinien selbst ist, läßt die weltschaffende Funktion der Sprache sich nicht mehr in einem idealistischen Sinne vorweggreifend beantworten. Der Idealismus hat Normen aufgestellt, die es so in der Wirklichkeit gar nicht gibt. Der Mensch spricht immer nur aus dem Bezug zur Wirklichkeit heraus und in ihn hinein. Er vermöchte nichts mehr zu sagen, wo sich ihm Wirkliches gänzlich entzöge. Die im Kontext der Sprache schärfer faßbaren Bedeutungen wandeln in ihrer fortschreitenden Unterscheidung und Differenzierung die anfängliche Intention ab, so daß der Sinn in der Modifikation des Gesagten allmählich hervortreten kann. Wer spricht, kommt nur auf verschlungenen Wegen zum Ziel. Dabei wird die Unschärfe der Sprachbedeutungen zur Bedingung der Präzision und schöpferischen Erweiterung des Sinns. Die Sinnabweichung ist ja nicht als ein Mangel aufzufassen und wird vielmehr konstitutiv für den Prozeß des Sprechens und Verstehens überhaupt. Sie einzubeziehen heißt, auch das Unausgesprochene in die Anspannung des Sprechens hineinzunehmen und dort sein zu lassen was es ist.

Ein offenes Ende erzeugende Verschränkungsformeln dieser Art sind immer nach beiden Seiten zugleich zu lesen. Was die Sprache vorbildet, muß sich von sich selbst her erfüllen und ist darin

mehr als Sprache, auch wenn es nur durch sie ist was es wird bzw. als was es sich zeigt. In der Spannung von Vorgriff und Erfüllung kann weder die Sprache noch eine von ihr vermeintlich unabhängige Wirklichkeit als sich selbst genügend angenommen werden. Das gilt auch noch für die Grenzfälle. Zwar gibt es den sprachlosen Sinn, aber auch er erschließt sich nur im Diesseits der Sprache. Und ebenso gibt es als entgegengesetzten Grenzfall das leere Gerede, in dem nichts mehr gegriffen, ausgesagt und verstanden wird. Aber auch es lebt noch von einer Voraussetzung, die es verloren hat.

Die Sprache kann sich nicht selbst erfüllen und allein durch sich Wirklichkeit gewinnen. Und umgekehrt kann auch das Wirkliche nicht zur Erfüllung kommen ohne das Wort. Im engeren Bezug ist das ohne weiteres einsichtig: Was im Anblick der Natur die Sinne leisten, das bewirkt in bezug auf die menschliche Wirklichkeit eine Praxis, die nicht ohne Sprache möglich ist, aber auch nicht nur in einem sprachlichen Verordnen bestehen kann. Der Macht der Sprache über die Wirklichkeit entspricht ihre Ohnmacht, nicht selber Wirklichkeit zu sein und sich die eigene Erfüllung nicht selber geben zu können. Es muß immer etwas von anderer Seite hinzukommen, was nicht antizipiert werden kann und die vorgreifende Form zu mehr macht, als sie von sich her sein könnte. Die Sprache hat ihre eigene Wirklichkeit, die Wirklichkeit ihre eigene Sprache außer sich. Beider Sinn ist die Verweisung. Dies kennzeichnet den eigentümlichen Charakter einer Macht, die für Freiheit Raum gibt.

Der Sprachbedingtheit des Anschauenkönnens korrespondiert die das Sprechen ermöglichende Sinnintention, in der stets ein Moment der äußeren und inneren Anschauung nachweisbar ist. Was die Sprache sagt, muß auch der Sinn der Sinne geben, ohne daß die Weisen der Gegebenheit aufeinander reduziert werden könnten. Alles geht nur in der Sprache auf, und nichts geht allein in der Sprache auf. Nur in der gedoppelten Form der Begründung ist echte Erfüllung und antwortende Bestätigung möglich. Das doppelte Zeugnis erst kann als Erweis der Wahrheit gelten. So macht die Sprache das Sehen zur Einsicht und beweist darin ihre eigene Kraft. Was ich sehe, muß ich in der Sprache hervorbringen, um es wahrhaft zu sehen. In der Übersetzung ins Wort wird die Anschauung frei und ihrer selbst mächtig, und gleiches gilt umgekehrt für den Sprachvorgang selbst.

Wesentlich für diesen in sich gedoppelten Vorgang ist die Diskursivität der Sprache. Das luftige Verschwinden des gesprochenen Worts gibt seinem Sinn eine Präsenz, aus der heraus wiederum die Sprache produktiv wird. Das Wirkliche erhält kraft dieser Doppelbewegung einen Sinnüberfluß, der sich im Prozeß seiner Artikulation und Deutung weitertreibt. Dabei kann nicht einseitig von einem Vorauslaufen der Sprache oder der Erfahrung die Rede sein, weil die bloß einseitige Voraussetzung das Zustandekommen des Prozesses selbst unterbinden müßte. Daß beim Erlernen vorgefertigter Sprachformen, die sich erst nachträglich mit einer Erfahrung verbinden, und bei der Sprachbildung an ursprünglicher Erfahrung selbst die Akzente verschieden gesetzt sind, tut ihrer grundsätzlichen Verschränkung keinen Abbruch. Nur wenn der Übergang in beiden Richtungen fließend ist, läßt sich die repetitiv erlernte Sprache selbsttätig fortbilden und sinngemäß anwenden. Die kritisch-produktive Rückbezogenheit der Sprache auf sich selbst wird im Bemühen um den besseren Ausdruck von einer Empfindung oder Erfahrungsgegebenheit geleitet, die als solche nicht bereits der schon verfügbaren Sprache dienstbar gemacht worden ist. Das noch Ungesagte bringt die Sprache allererst in ihr eigenes Vermögen, indem sie, an sich selber arbeitend, ihre alten Bahnen verläßt. Sekundäre Umweltbildung und künstliche Horizontverengung ist nicht die Aufgabe einer Sprache, die entgrenzen will. Vielmehr muß im Versuch einer Bestimmung der Sprachfunktion der Nachdruck auf ihre welteröffnende Kraft gelegt werden. Der Mensch wird durch die Sprache das weltoffene, freie Wesen, das er ist.

Die wenigen Hinweise mögen genügen zur Erläuterung der These, daß nur aus dem Bezug heraus und in ihn hinein gesprochen werden kann. Hilfreich zum Verständnis dieses Grundsachverhalts wäre eine genauere Überlegung, wie der Vorgang des Sprechens eigentlich vor sich

geht und wodurch er sich verlieren kann. Eine nur noch sich selbst reproduzierende Sprache müßte zerfallen und verlöre ihre Aussagekraft. Die Dichte und Intensität des gesprochenen Wortes hat in sich ein Gegenüber, dem die Sprachform abgerungen ist und das von ihr wiederum evoziert werden kann. Aus diesem Bezug kann der Mensch nicht einmal in der Verkehrung und im Sinnverlust seiner Sprache völlig heraustreten.